

Olivia Goldsmith

dot
books

Die Rache- göttinnen



Roman

Olivia
Goldsmith

dot
books

Die
Rache-
göttinnen



Roman

Über dieses Buch:

Hinfallen, aufstehen, Krönchen richten – und dann geht's richtig rund ... Manche Männer sind einfach zu gut, um wahr zu sein – und, Überraschung: Das sind sie dann auch nicht! Trotzdem hätten die Anwältin Angela, die Vollzeit-Mum Michelle und die Bankangestellte Jada nie für möglich gehalten, welches abgekartete Spiel ihre vermeintlichen Göttergatten mit ihnen treiben – nur um sie dann belogen, blamiert und um alles betrogen im Regen stehen zu lassen! Das tut weh, und zwar so richtig. Aber trotzdem sind die drei Frauen nicht bereit, sich so einfach abservieren zu lassen ... und schmieden gemeinsam einen herrlich höllischen Plan, um die Mistkerle das Fürchten zu lehren!

»Die Romane von Olivia Goldsmith sind einfach irrsinnig komisch, gescheit und sexy!« *Cosmopolitan*

Über die Autorin:

Olivia Goldsmith (1949–2004) arbeitete nach ihrem Studium als Unternehmensberaterin in New York und hätte nie damit gerechnet, internationale Bestsellerautorin zu werden. Doch dann wurde sie von ihrem Mann aufs Übelste hintergangen – und schrieb sich den Frust darüber von der Seele. So entstand die hinreißende Rachegeschichte »Der Club der Teufelinnen«, die als Roman und in der Verfilmung mit Bette Midler, Goldie Hawn und Dianne Keaton Welterfolge feierte: Der Startschuss der rasanten Karriere einer Autorin, die ihren Leserinnen mit viel Humor aus der Seele sprach!

Bei dotbooks erschienen Olivia Goldsmiths Romane »Der Club der Gaunerinnen«, »Das Bad-Boy-Experiment« und »Der Billy-Effekt«.

eBook-Neuausgabe April 2021

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel »Young Wives« bei HarperCollins Publishers, Inc., New York.

Copyright © der Originalausgabe 2000 by Olivia Goldsmith

Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2000 by Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Copyright © der Neuausgabe 2021 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut – Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer
Bildmotive von shutterstock/Netfalls Remy Musser,
Teeraphat, AWK07

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ts)

ISBN 978-3-96655-661-3

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern

Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Rachegöttinnen« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Olivia Goldsmith
Die Rachtegöttinnen

Roman

Aus dem Englischen von Elke vom Scheidt

dotbooks.

ERSTER RING

»Für eine Frau gehören zur Ehe drei Ringe. Zuerst der Verlobungsring, dann der Ehering und schließlich der Ring durch die Nase.«

Nan Delano

Kapitel 1 ...

... in dem wir - bei der Feier ihres ersten Hochzeitstages - eine Frau mit dem unglaublichen Namen Angela Rachel Goldfarb Romazzino Wakefield kennenlernen und auch vom seltsamen Ausgang dieser Feier erfahren

Angela Wakefield war zu früh gekommen: zum einen, weil sie eine zwanghaft pünktliche Person war – das hatte sie während ihres Jurastudiums gelernt –, zum anderen aber auch, weil sie die Augenblicke vor Beginn ihrer kleinen Party genießen wollte. Und so saß sie da, die Beine sittsam in Knöchelhöhe gekreuzt, ihre Handtasche auf dem dritten Stuhl abgelegt, und starrte aus dem Fenster auf das Wasser. Sie hatte sich nie vorgestellt, daß sie einmal in Marblehead, Massachusetts, leben würde, aber es war schön. Selbst jetzt, mitten im Herbst, glitten Segelboote durch den Hafen, Fischerboote kehrten heim, und in der Ferne wurde in den Häusern Licht gemacht, als der Sonnenuntergang der Dämmerung wich.

Reid hatte das Clubrestaurant gewählt, und die perfekte Ausstattung war typisch für ihn. Die weißen Tischtücher schimmerten im schwindenden Licht, Gläser und Silber funkelten. Die gestärkten Stoffservietten waren zu einem komplizierten Muster gefaltet, ähnlich wie die Helme aus Zeitungspapier, die sie und ihr Bruder sich gemacht hatten, wenn sie Soldaten spielten – allerdings waren die Servietten sehr viel hübscher. Angie, die aus New York stammte und halb Kubanerin und halb Jüdin war, sah nie so ordentlich und wohlgebügelt aus wie diese Servietten. Ihr blondiertes Haar war kurz, aber nicht wirklich gut gestylt,

und ihre Kleider wirkten immer ein bißchen zerknittert oder verloren gerade einen Knopf. Sie nahm an, daß das einen Teil ihres Charmes ausmachte. Warum sonst hätte Reid sie geheiratet?

Angie sah sich im Speisesaal des Clubs um. Sie war erfahren genug, um von dem Essen in derartigen Lokalen nicht allzuviel zu erwarten: Wenn man wirklich gut essen wollte, mußte man in einen Delikatessenladen in Brooklyn oder in ein Restaurant im Süden Bostons gehen. Das Brot würde ordentlich und das Fleisch hervorragend sein, der Rest allerdings – wie ihre Mutter sich auszudrücken beliebte – Mist. Aber die Martinis waren trocken und der Service tadellos, und binnen kurzem (da er gewohnheitsmäßig zu spät kam) würde Reid Wakefield III., heute seit einem Jahr ihr Ehemann, ihr gegenüber sitzen, das goldene Haar und die blauen Augen betont durch das goldene Licht und das blaue Meer jenseits des Fensters.

Der Kellner kam und erkundigte sich ehrerbietig, ob sie etwas trinken wolle. Sie mochte nicht ohne Reid anfangen, und daher entschuldigte sie sich und sagte, wenn es nichts ausmache, wolle sie warten. »Er müßte jede Minute hier sein«, fügte sie mit einem Blick auf ihre Uhr hinzu. Reid hatte bereits zwanzig Minuten Verspätung, aber daran war sie gewöhnt. Er kam chronisch zu spät, da er sich immer zuviel vornahm und dann in dem, was er gerade tat, so aufging, daß er völlig vergaß, was als nächstes auf dem Programm stand. Nein, eigentlich vergaß er es nicht, er jonglierte bloß ein bißchen damit, und wegen seines Charmes und seiner totalen Anteilnahme an der Person, mit der er gerade zusammen war, nahm ihm das keiner übel.

Angie nutzte die Zeit, um ihr Schminktäschchen herauszunehmen und ihr Make-up zu überprüfen. Sie hatte ein hübsches Gesicht – oval, mit runden Augen, gerundeter Stupsnase und einem großzügigen Mund. Nun ja, um ehrlich zu sein – einem in jeder Hinsicht großen Mund, der jetzt mehr Lippenstift brauchte. Warum verschwand das

Rot eigentlich dauernd von ihren Lippen, aber nicht von den Zähnen? Und kämmen mußte sie sich auch, obwohl sie wußte, daß sie das nicht am Tisch tun sollte. Sie zuckte mit den Schultern. Was hatte es auch für einen Sinn? Ihr Haar machte sowieso, was es wollte. Reid dagegen sah immer perfekt frisiert aus, sogar wenn er aus dem Pool oder vom Tennisplatz kam.

Angie seufzte, aber sie war alles andere als unglücklich. Sie war nun mal, wie sie war, und Reid hatte sie gewählt und nicht eins von diesen naturblonden, anämischen Mädchen, die auf den Werbeplakaten für Miss Porters Schule abgebildet waren. Die hießen alle Elizabeth oder Emily oder Sloane, keine einzige trug einen so lächerlichen Namen wie Angela Rachel Goldfarb Romazzano; aber trotz ihrer dezenten, knitterfreien Kleider und ihrer ungefärbten Haare hatte keine von ihnen so einen Prinzen an Land gezogen wie sie. Tja, das sollten ihr diese perfekten Schönheiten erst mal nachmachen!

Angie war stolz auf ihr Erbe. Die Familie ihres Vaters war aus Deutschland – daher stammten vermutlich ihre blauen Augen – nach Kuba geflüchtet und dann kurz vor Castros Machtergreifung nach Amerika gegangen. Ihre Mutter stammte von russischen Juden ab – hatte sie daher das helle Haar, dessen Farbe sie etwas nachhalf? Wie auch immer, verglichen mit Reids Familie, waren sie alle ziemlich neue Einwanderer. Die Wakefields waren gleich nach der Mayflower nach Amerika gekommen. Wenn sie darüber nachdachte, war Angie nicht recht klar, worauf sie eigentlich so stolz waren – sie hatten ihr Land von den eingeborenen Amerikanern gestohlen. Aber sie hatten es früh gestohlen und besaßen in und um Marblehead noch immer reichlich davon.

Angela steckte ihren Lippenstift weg und nahm das eingewickelte Geschenk heraus, das sie für ihren Mann mitgebracht hatte. Es war ihr erster Hochzeitstag, und sie hatte sich das Gehirn zermartert, um mit dem richtigen

Geschenk aufzukreuzen. Da war es: eine signierte Erstausgabe von Clarence Darrows Biographie. Reid – frischgebackener Anwalt bei Andover Putnam, der ältesten von Bostons alteingesessenen Anwaltskanzleien – verehrte Darrow. Angie tätschelte das Päckchen und grinste. Er würde begeistert sein.

Allerdings gestattete sie sich nicht, von seinem Geschenk für sie selbst allzuviel zu erwarten. Männer waren einfach nicht so gut, was Geschenke oder Romantik betraf. Besonders weiße angelsächsische Protestanten mit altem Geld. Zu ihrem ersten Weihnachtsfest als Eheleute hatte Reid ihr ein Paar Skihandschuhe geschenkt (obwohl sie überhaupt nicht Ski lief). Als sie ihm dann vorgeschlagen hatte, für ein Wochenende wegzufahren, hatte er nach Springfield gewollt, um die Basketball-Ruhmeshalle zu besichtigen. Tja. Und es kam noch schlimmer. Zum Geburtstag hatte er ihr eine elektrische Kaffeemühle geschenkt. Sie schüttelte den Kopf, als sie sich an ihre Tränenflut erinnerte, nachdem sie den kunstvoll verpackten Karton geöffnet hatte, und daran, wie verwirrt und verletzt Reid gewesen war. »Magst du denn keinen frisch gemahlenen Kaffee?« hatte er gefragt und war schockiert gewesen, als sie ihm das Ding daraufhin an den Kopf geworfen hatte. Sie hatten einen furchtbaren Streit gehabt. Später hatte sie ihre Mutter angerufen, und die hatte gesagt: »Eine Kaffeemühle? Von ›Braun‹? Nun ja, er ist immerhin lernfähig. Dein Vater hat mir mal ein Bügelbrett geschenkt.«

Angela hatte auf den Hinweis verzichtet, daß sie und Angies Vater Estevan geschieden waren und daß sie nicht wollte, daß ihr und Reid dasselbe passierte. Statt dessen hatte sie weinend gefragt: »Und was hast *du* gemacht? Ich meine, als du das Bügelbrett bekamst?«

»Ich hab's ihm um die Ohren gehauen«, gab ihre Mutter zu. Angie fing an zu lachen. »Schau, Mischehen

funktionieren nie«, sagte Natalie Goldfarb-Romazzano mit tröstender Stimme.

»Warum hast du mir das nicht gesagt, *bevor* ich einen Protestanten geheiratet habe?« sagte Angie.

»Ich habe nicht verschiedene Religionen gemeint«, hatte ihre Mutter schnaubend erwidert, »sondern verschiedene Geschlechter. Männer und Frauen. Mars und Venus. Wir sind nicht von verschiedenen Planeten, wir sind aus verschiedenen Sonnensystemen.«

Bei dieser Erinnerung schüttelte Angie erneut den Kopf und feixte. Ihre Mutter war schon, wie ihr Vater es ausdrückte, eine echte Nummer.

»Was soll denn das?« fragte Reid und meinte ihr Kopfschütteln. »Ein Nein ist hier nicht gestattet. Hier darf man bloß ja sagen. Das ist ein *sehr* exklusiver Club.«

Angie blickte zu ihrem großen Goldjungen auf, dem Wasserskiläufer, Bergsteiger und Princeton-Absolventen. Sie hätte schwören können, daß er im letzten Widerschein des Sonnenuntergangs glänzte. Reid, der schon ihr gegenüber Platz genommen hatte, stand auf, kam um den Tisch herum, beugte sich nieder und küßte sie lange und inbrünstig. Eine öffentliche Zurschaustellung von Zuneigung! Sie konnte es kaum glauben. Und das im Club, wo niemals irgend jemand Gefühle *hatte*, geschweige denn *zeigte*! Das war so gut wie eine öffentliche Bekanntmachung. Seine Lippen preßten sich auf ihre. Gott! Er war in letzter Zeit so süß. Angie fand mit ihrer Zunge seine. Sie spürte, wie sie rot wurde. Er nahm ihr den Atem. Was machte da schon die Kaffeemühle? Sie hatte solches Glück!

Schließlich ging Reid zu seinem Stuhl zurück, nach wie vor makellos gekämmt und unzersaust. »Nun, was möchtest du haben, Angie?« fragte er von dort aus. Dann zögerte er, legte ihre Tasche zur Seite und setzte sich auf den Stuhl neben ihr. »Zu weit von meinem Mädchen entfernt«, erklärte er mit leiser Stimme, und zu ihrem

Entzücken legte er seine rechte Hand – die, die ihr unter dem Tischtuch am nächsten war – oben auf die Innenseite ihres Schenkels. Gut, daß ich gestern beim Fitneßtraining war, dachte Angie. Reid schloß seine Hand hart über ihrem Fleisch, und sie spürte, wie sie sich erwärmte und dahinschmolz. Eine Welle von Verlangen überspülte sie, so intensiv, daß sie nach draußen auf die ansteigende Flut schauen mußte. »Ich will dich«, flüsterte Reid, und Angie fühlte das Herz in ihrer Brust hüpfen. Dann erhob Reid die Stimme, um bei dem wartenden Kellner ihre Getränke zu bestellen. Aber diese Störung hielt ihn nicht davon ab, weiter ihren Schenkel zu streicheln. Sie errötete wieder, während der Kellner nickte und ging, um den Sprößling der Familie Wakefield zu bedienen. Angie entschuldigte sich ständig bei den Kellnern, während Reid sie warten ließ. Trotzdem wurde er besser bedient.

»Und was ist das?« fragte Reid und legte seine andere Hand auf ihr Geschenk für ihn. Das kleine Päckchen lag verlassen auf dem jetzt unbenutzten Gedeck ihr gegenüber. »Für wen könnte das sein?« Seine Stimme war voller Selbstvertrauen; er benutzte den scherzhaften Ton, bei dem sich die Härchen in ihrem Nacken aufrichteten.

»Ach, nichts«, sagte Angie unschuldig. »Für niemanden. Ein kleines Geschenk zum Jahrestag vielleicht, falls du jemanden kennst, der gerade einen hat.«

»Seltsamerweise ja, nämlich mich und meine Frau«, sagte Reid zu ihr. »Könnte es für mich sein?« Doch er griff nicht nach seinem Geschenk, sondern statt dessen zu ihrem Entzücken in die Innentasche seiner Jacke und nahm ein kleines Päckchen heraus. »Sieht das wie etwas von ›Braun‹ aus?« fragte er.

Angelas Herz begann noch schneller zu schlagen. Schmuck? Echter Schmuck? Außer ihrem Verlobungsring und dem Ehering hatte er ihr nie Schmuck geschenkt. Sie versuchte, ruhig zu bleiben, als sie nach der Schachtel griff. Sie war aus marineblauem Leder, unverpackt, und

trug in silbernen Buchstaben die Aufschrift »Shreve, Crump und Lowe«. Bloß der beste Juwelierladen in Boston! Und der teuerste. Aber das war schließlich ein Geschenk. Reid bekam fast immer Großhandelspreise. Vielleicht hatte ihre Mutter recht. Er war lernfähig. Angie starrte die faszinierende Schachtel an und mahnte sich selbst zur Ruhe. Vermutlich war es ein Schlüsselanhänger aus Sterlingsilber oder ein Fingerhut oder so. »Tier, Pflanze oder Mineral?« fragte sie, um Zeit zu gewinnen.

»Na, ich bin das Tier, du bist die Pflanze, und das Geschenk ist ganz bestimmt aus dem Mineralreich«, sagte er. Ja! Sie nahm die kleine Schachtel in die Hand. Mineralreich. Wie Edelsteine? Bereit, in Ohnmacht zu fallen, öffnete sie den Deckel, und von seinem Satinbett glänzte ihr ein exquisiter Saphir entgegen, von winzigen Perlen umgeben.

»Ein Ring! O Gott, ist der schön.« Sie starrte ihn an. »O Gott«, wiederholte sie.

»Es ist wirklich komisch«, kommentierte Reid trocken. »Hat das was mit religiösen Unterschieden zu tun? Mit Judentum oder Katholizismus? Mir ist aufgefallen, daß du den lieben Gott nur bei Sex und bei Schmuck erwähnst.« Wieder drückte er ihren Schenkel und lachte. Angie schwor sich, morgen nach der Arbeit ganz bestimmt zum Fitneßtraining zu gehen. Sie war ihm so dankbar, daß sie diese Schenkel für alle Zeit schlank und muskulös halten würde. Sie erinnerte sich daran, daß ihr Vater angefangen hatte, ihre Mutter aufzuziehen, nachdem sie ein bißchen – nun ja – üppig geworden war. Angie versprach sich, morgen nur Obstsalat zu essen – den, der mit Wasser angemacht war. Und sie würde vier Flaschen Evianwasser trinken – die großen Flaschen –, auch wenn das bedeutete, daß sie den ganzen Tag würde pinkeln müssen wie ein Pferd.

»Weißt du, was ich möchte?« fragte Reid sie. »Ich möchte, daß du mir versprichst, etwas für mich zu tun.«

Als würde sie nicht schon für ihn hungern und sich mit kalorienfreier Flüssigkeit vollschütten! Als würde sie nicht das Atmen aufgeben, wenn er sie darum bäte. »Alles, was du willst, außer mich zu prostituieren oder mir die Nase operieren zu lassen«, antwortete ihm Angie.

Er lachte. Das war einer der Gründe, warum sie ihn liebte: Er war leicht zum Lachen zu bringen. Dann nahm sein Gesicht einen chorknabenhaften Ernst an, den sie selten bei ihm sah. »Laß uns unser Ehegelöbnis wiederholen«, schlug Reid vor und nahm ihre Hand. »Ich möchte dich noch mal heiraten.« Angie war so gerührt, daß sie rot wurde. Reid war in letzter Zeit ungewöhnlich romantisch – Blumen, kleine Geschenke –, aber das hier war so ... so überaus *süß*. Sie hatte das Gefühl, entweder lachen oder weinen zu müssen, und entschied sich für ersteres. Schließlich war das eine Familientradition der Goldfarb-Romazzano, besonders auf seiten ihrer Mutter. »Du kannst genausogut lachen«, riet ihre Mutter in Krisen. »Dann brauchst du hinterher nicht deine Wimperntusche zu erneuern.«

Angie streckte die Hand aus und legte sie auf Reids schöne, lange Finger. »Ach, Schatz, das ist ein wundervoller Gedanke. Ein entzückender Gedanke, aber ...« Sie hielt inne. Er beobachtete ihr Gesicht, aufmerksam wie ein junger Hund, aber weit weniger reif. Sie wollte ihn nicht verletzen, jetzt nicht und überhaupt nie. Wie konnte sie es erklären? »Wir haben erst vor einem Jahr geheiratet, Liebling. Es ist... es ist unpassend, das so bald wieder zu tun. Wenn du unser Gelübde privat wiederholen möchtest, werde ich das auch tun, heute abend oder morgen oder ...«

»Nein!« unterbrach Reid sie. »Ich will es öffentlich tun. Ich meine, in Anwesenheit von Leuten. Leuten von der Arbeit. Meiner Familie. Deiner. Du weißt schon, eine Feier.«

»Eine Erneuerungsfeier?« Angie umschloß seine Hand fester mit ihrer. »Ich habe gerade erst die Hochzeit überwunden! So lange habe ich gebraucht, um deiner

Familie für all die Käsebretter zu danken. Wie auch immer, Schatz, das tut man einfach nicht.« Gewöhnlich war seine Familie diejenige, die darüber redete, was man »tat«. Sie waren fast in Ohnmacht gefallen, als sie sowohl einen Rabbi als auch einen abtrünnigen (und verheirateten) katholischen Priester bei ihrer Hochzeitsfeier gehabt hatten. »Das... tut man nicht. Jedenfalls nicht binnen zehn Jahren. Oder fünfundzwanzig.«

»Warum? Ich liebe dich jetzt mehr als bei der Hochzeit«, protestierte Reid. »Und ich will, daß das alle wissen.«

Angie spürte, wie ihr die Tränen kamen. Zur Hölle mit der Wimperntusche. »Und ich liebe dich auch mehr«, stimmte sie zu. »Es ist bloß, die Leute könnten denken, es wäre ... nun ja. Gierig, weißt du. Als erwarteten wir Geschenke oder so.«

»Angie, wirst du das für mich tun?« fragte Reid. Sein Gesicht war eine ernste, bedrängende Maske. »Deine Augen sind in diesem Moment so schön, so blaugrün.« Er senkte die Stimme. »Ich möchte dich jetzt sofort. Ich möchte dich auf die Augenlider küssen.«

Dieser Art von Verlangen bei ihm konnte sie nie widerstehen. Sie war bereit, zustimmend zu nicken, als er fortfuhr: »Schau, du weißt, meine Eltern wollten nicht, daß wir heiraten. Die meisten meiner Freunde mochtest du nicht. Und sie mochten dich auch nicht. Die Leute haben gesagt, du würdest nicht zu uns passen. He, sogar ich hatte einige Zweifel.« Angie nickte, noch immer lächelnd. Ihre eigenen Zweifel wurden nicht erwähnt. Und sie hatte stark gezweifelt – an ihm. Wegen seiner Angst vor Bindung, der Kühle seiner Familie, seinem Mangel an... na ja, Tiefe. Sie hatte gedacht, er würde vielleicht im letzten Moment noch kneifen, bis er sagte: »Ja, ich will.«

»Wie auch immer«, fuhr Reid fort, »es war kein einfaches Jahr. Ich gebe zu, wir haben einige Zeit gebraucht, um uns aneinander zu gewöhnen. Und dann, vor fünf Monaten, habe ich diese Affäre angefangen. Ich

dachte, die Dinge zwischen dir und mir wären nicht... na ja, ich dachte, meine Eltern hätten vielleicht recht gehabt.«

Angela starrte ihn mit offenem Mund an. »Wie? Ich meine, wer...«

»Eine ältere Frau. Aus dem Büro. Aber sie bedeutete nichts. Die Affäre ... ich weiß nicht. Nachdem die erste Sinnlichkeit sich abgenutzt hatte, hat sie mir nur gezeigt, wie sehr ich in Wirklichkeit *dich* liebe. Daß ich dich allen anderen Frauen auf der Welt vorziehen würde, Angie. Es war ein Fehler, aber ich habe etwas daraus gelernt. Und ich möchte dieses Wissen einfach öffentlich machen. Ich möchte ...«

Angela konnte nichts mehr hören. Sie sah, wie Reids Lippen sich bewegten, aber sie hörte nichts. Taubheit war nicht das Problem. Sie hatte Angst, gleich hier an diesem Tisch zu sterben. Aber ihr Stolz ließ das nicht zu. Ihr Herz schlug so schnell, daß Reid den Lärm hören mußte. Sie jedenfalls konnte nichts anderes hören. Sie saß da, erstarrt und schockiert, und beobachtete, wie die Lippen ihres Mannes sich bewegten. Lippen die sie gerade geküßt hatte. Lippen, die sie belogen und eine andere Frau auf den Mund oder sonstwohin geküßt hatten ...

»Ich muß auf die Toilette«, sagte Angie, stand abrupt auf und rannte beinahe durch den Speisesaal.

Kapitel 2 ...

... in dem wir Michelle Russo kennenlernen, der Hund Pookie spazierengeführt wird und zwei Leute zum Orgasmus kommen

Michelle brachte Frankie zu Bett und ging dann mit Pookie, ihrem Cockerspaniel, ins Freie. Frank schrie sie immer an, wenn er sie dabei erwischte. Dabei war es schlicht einfacher für sie, es selbst zu tun, als Jenna ständig darum bitten zu müssen. Außerdem konnte sie frische Luft gut vertragen. Während Michelle mit dem Hund über welches Laub schritt, nahm sie sich einen Moment Zeit, um zu den Sternen aufzublicken. Es war kalt, und Michelle löste das Band aus ihrem Haar. Die Haare fielen ihr in einer unbezähmbaren Flut von rötlichen Locken auf die Schultern, die sie warmhalten und Frank heiß machen würden. Sie fröstelte. Die Elm Street war dunkel, und trotz der Kälte war es eine Tageszeit, die Michelle wirklich genoß. Vielleicht der einzige Moment des Tages, den sie allein verbrachte – wenn man Pookie als Gesellschaft nicht zählte. Er zog ein wenig an der Leine, und Michelle ging am Rinnstein entlang. Sie war außerhalb von Fayetteville in Arkansas aufgewachsen, wo es keine Bürgersteige gab, weil die Stadt zu arm war, um welche zu bezahlen. Aber hier oben bezahlte man mehr, um in einer Stadt zu leben, in der es keine gab. Merkwürdig.

Pookie hielt inne. Au weia. Ihre Nachbarn, die Shribers und die Joyces, drehten durch, wenn Pookie auch nur irgendwo in der Nähe ihrer Grundstücke das Bein hob. Sie versuchte also diskret, ihn in die andere Richtung zu zerren. Doch die Fenster der Joyces waren dunkel.

Vielleicht waren sie verreist. Seit Mr. Joyce in Pension war, taten sie das häufig. Sie wohnten länger als alle anderen in dieser Straße. Sie waren nett, aber nie wirklich herzlich. Nicht wie Nachbarn im Süden.

Trotzdem, Michelle liebte sie, genau wie sie die ganze Straße und jedes einzelne Haus darin liebte. Frank und sie hatten sich dafür entschieden, hier zu leben, hier war der Ort, an den sie ihre beiden Kinder gebracht hatte, als sie aus dem Krankenhaus kam. Hier hatte Frank Jenna beigebracht, gleich ohne Hilfsräder Rad zu fahren, und an einem Winternachmittag war Frankie Junior die Zunge an dem Laternenpfahl festgefroren, den Pookie jetzt beschnüffelte. Die Straße war voll von Leuten, die, wenn schon keine Freunde, so doch nette Bekannte waren; es war der Ort, den sie Zuhause nannten, wo ihre Kinder, ihre Katzen und Hunde über das Gras gerannt waren, sich gestritten und gespielt hatten.

Als Michelle heranwuchs, hatte sie kein Zuhause gehabt. Nun ja, eigentlich hatte sie ungefähr ein Dutzend gehabt. Vielleicht noch mehr. Sie, ihre Mutter, ihr Vater und zwei Brüder waren von Haus zu Haus gezogen – oder von Hütte zu Hütte, bis sie sie verlassen hatte. Keiner dieser Orte war jemals ein Zuhause gewesen. Ihre Mutter arbeitete gewöhnlich als Kellnerin und kam mit irgendeinem Fertiggericht und einer Sechserpackung Bier nach Hause. Ihr Vater war dauernd in das eine oder andere Projekt verwickelt, von denen keines jemals Geld einbrachte und die stets den An- und Verkauf von Autos oder Lastern oder irgendwelchen anderen Maschinen erforderten. Ihr Garten war ständig übersät mit rostigen Vergasern, kaputten Heizgeräten oder demolierten Stoßdämpfern. Ihre Brüder hatten sich an den erfolglosen Unternehmungen ihres Vaters beteiligt, bis Bobby bei einem Autounfall umkam, als sie gerade ihr erstes High-School-Jahr absolvierte, und Joe einfach fortging, vielleicht zur Handelsmarine, vielleicht auch nicht. Sie selbst schaffte es gerade eben, die High-

School abzuschließen, bevor sie einen Koffer packte und sich nach Norden davonmachte. In New York City hatte sie gelernt, wie ein Yankee zu sprechen, Akten abzulegen, Fotokopien zu machen und in Bars Männer zu treffen. Sie hatte sich in der Bronx ein billiges Apartment mit einer Mitbewohnerin geteilt, und so hatte sie Frank kennengelernt.

Wenn Michelle das alles noch einmal hätte durchleben sollen, ihre harten, traurigen frühen Jahre, dann hätte sie genau das getan, vorausgesetzt, am Ende stand die Gewißheit, daß sie Frank Russo und ihre beiden Kinder und ihren Hund und die Sicherheit dieser sauberen vorstädtischen Zuflucht bekam; kein Verbrechen, kein Dreck, keine Schrecken. Gesundes Essen auf dem Tisch. Saubere Laken auf dem Bett. Ordentlich gefaltete Kleidungsstücke in Kommodenschubladen. Ein Garten voller Blumen und zwei hübsche Autos, die niemals schon in der Garage den Geist aufgaben. Während Michelle die Straße auf und ab ging, empfand sie unwillkürlich Dankbarkeit für die Tatsache, daß ihre Familie, ihre Ehe und ihre Freundschaften so gut liefen. Sie wußte, nur fünf Häuser weiter die Straße hinunter hatte Jada damit fertig zu werden, daß ihr arbeitsloser Mann auf seinem Hintern saß, während sie sich ihren den ganzen Tag bei der Bank abschuftete. Michelle konnte auch nicht darüber hinwegkommen daß Clinton, Jadas Mann, wieder Zicken machte. Wie wurde Jada damit fertig? Michelle tat es nur sehr bedingt leid, daß die Partnerschaft, die ihr Mann mit Clinton hatte begründen wollen, nie zustande gekommen war. Sie war, was ihre bigotte Mutter »unfähig« genannt hatte. Sie seufzte.

Sie war eine Überlebende, sie hatte Glück gehabt und war zufrieden mit ihrem Leben, das in einer instabilen Zeit stabil war. Zwei Dinge wußte sie sicher, nämlich, daß ihre Freundschaft mit Jada den ganzen Aufruhr überdauert hatte und daß ihre eigene Ehe gut funktionierte.

In den letzten vier Jahren hatten sie und Jada jeden Morgen zu zweit das absolviert, was die Leute in der Nachbarschaft »den Rundkurs« nannten, die vorstädtischen, gehsteiglosen Straßen entlang, so schnell das mit einem Hund im Schlepptau möglich war. Sie hatten mit geradezu religiöser Inbrunst daran festgehalten, vierzig Minuten flottes Gehen bei jedem Wetter, und Michelle glaubte, daß Jada diese Gewohnheit als ebenso tröstliche Art empfand wie sie selbst, den Tag zu beginnen (und ein bißchen abzunehmen). Sie sprachen über die Kinder, die Bank, die Schule. Als Michelles Mutter gestorben war, hatten sie darüber gesprochen. Und über Rezepte. Und Kleider. Und all die anderen Frauenangelegenheiten. Jetzt, da es zu diesem Problem mit Clinton gekommen war, redeten sie auch darüber.

Vor der Schulzeit hatte Michelle nie eine Freundin gehabt. Sie war zu arm und ein zu unbedarftes Landei gewesen, um sich mit den Mädchen von Fayetteville herumzutreiben. Und seit ihrer Heirat hatte sie mit Frank und den Kindern so viel zu tun gehabt, daß sie den Kontakt mit den Freundinnen in der Bronx verloren hatte. Sie streckte ihre langen Beine und ging die Straße entlang in Richtung auf das Haus der Jacksons. Jada und sie vertrugen sich wirklich gut, aber manchmal kamen gewisse Themen auf. Keine politischen Sachen oder Diskussionen, sondern kleine Dinge, die sich stark bemerkbar machten und Schranken zwischen ihnen kennzeichneten, die Michelle nie zuvor erlebt hatte.

Michelle wußte nicht, wie Jada den unfertigen Zustand ihres Hauses ertragen konnte, und Jada machte sich über Michelles ständiges Putzen lustig und nannte sie manchmal »Cindy« – abgekürzt für Cinderella –, weil sie ständig soviel arbeitete.

Michelle schaute nach dem Haus der Jacksons und sah Clinton, der in der Küche umherging, aber Jada sah sie nicht. Sie atmete tief ein, genoß die kalte Luft und machte

sich auf den Rückweg zu ihrem Haus. Sie erreichte den Rand ihres Grundstücks und wartete, während Pookie die Blätter beschnüffelte. Michelle war stolz auf ihr Heim. Ihr Haus, ihr Körper, ihre Kinder, ihr Leben waren sauber, ordentlich und geregelt. Sie schaute auf Pookie nieder. Der Hund war ein reinrassiger Cockerspaniel, kein Mischling wie die, die früher zu Hause so oft überfahren worden waren. Michelle badete Pookie zweimal in der Woche. »Stimmt's, Pookie?« fragte sie laut. Der Hund blickte auf und legte den seidigen Kopf schief. »Laß uns reingehen«, sagte Michelle, und der Hund wandte sich dem Licht über der Haustür zu.

Als Michelle wieder im Haus war, war Jenna schon aus der Wanne gestiegen, und Michelle ging ins Bad der Kinder, um aufzuräumen. »He, was ist das denn?« fragte sie Jenna und zeigte auf die volle Badewanne, aus der gerade das Wasser abzulaufen begann.

»Komm schon, Mom!« sagte Jenna. »Ich werd' schon nicht ertrinken. Es ist zu kalt, um sich in fünf Zentimetern Wasser zu waschen.«

»Du kennst die Regel«, sagte Michelle zu ihr. »Das Wasser darf nicht höher stehen als bis zum Klebeband.« Sie zeigte auf den roten Plastikstreifen, den sie auf die Innenseite der Wanne geklebt hatte, zusammen mit den rutschfesten Gummiaufklebern auf dem Keramikboden. Es war schwer, den Schmutz unter den Rändern wegzukriegen, aber das war der Mühe wert.

»Mom.« Jenna dehnte die eine Silbe, bis sie fast zu einer Arie wurde wie Marias Name, den Tony in der *West Side Story* singt.

»Die meisten Unfälle passieren im Haushalt«, erklärte Michelle ihrer elfjährigen Tochter zum, vorsichtig geschätzt, ungefähr dreitausendsten Mal. Sie ging mit ihr in Jennas perfektes Schlafzimmer – ein Zimmer, für das Michelle mit elf Jahren gemordet hätte. »Ich erlaube dir

zehn Minuten VH1 – nicht MTV –, und dann machst du das Licht aus«, sagte sie zu Jenna.

»Sehe ich Daddy nicht mehr, bevor ich ins Bett gehe?« fragte Jenna, bereit zu schmollen.

»Nein, Schatz. Er hat zu arbeiten«, sagte Michelle und sah zu, wie sich Enttäuschung auf Jennas vollkommenem, rosigem Gesichtchen breit machte. Michelle wußte genau, was sie empfand. Die Russo-Frauen – Jenna, Michelle und Franks Mutter Camille – beteten ihren Frank an.

»Morgen ist Freitag«, rief sie ihrer Tochter in Erinnerung. »Daddy wird uns alle zum Abendessen ausführen. Und dann ist Wochenende.« Am Wochenende arbeitete Frank nie. Er war ein wirklich aufmerksamer Vater, und Frankie und Jenna liebten ihn abgöttisch. »Schau, Daddy hat in letzter Zeit sehr hart für uns gearbeitet. Laß uns ihm morgen einen Kuchen backen, ja?«

»Ja!« Jenna verwandelte sich binnen einer Sekunde vom mürrischen Teenager in ein entzücktes kleines Mädchen. »Darf ich selbst den Zuckerguß drauftun? Und kann ich die Schüssel ausschlecken?«

Das Versprechen von Süßem wirkte Wunder der Verhaltensänderung, das wußte Michelle, aber ganz gab sie sich nicht geschlagen. »Den Zuckerguß kannst du allein machen, aber die Schüssel mußt du dir mit Frankie teilen«, sagte sie ebenfalls ungefähr zum dreitausendsten Mal zu Jenna. Sie schaute auf ihre Uhr. »So, und jetzt noch *fünf* Minuten VH1. Dann wird das Licht ausgemacht.«

Jenna lächelte, kuschelte sich unter ihrem Quilt zusammen und seufzte. Michelle wußte, sie würde binnen weniger als drei Minuten eingeschlafen sein, und nahm sich vor, nach dem Aufräumen des Badezimmers zurückzukommen und den Fernseher auszuschalten.

Sie wischte die Wasserspritzer auf, weichte zwei Waschlappen ein, hob drei Badetücher auf und faltete sie (zwei Kinder und drei Badetücher? Da stimmte etwas nicht). Sie scheuerte das Waschbecken und wischte den

Spiegel sauber. Sie sah, daß Frankie daran gedacht hatte, seine schmutzigen Sachen in den Wäschekorb zu stecken (gut), aber er hatte auch einen seiner kleinen Nike-Airmax-Turnschuhe hineingeworfen (schlecht – vor dem Frühstück hätte Chaos geherrscht). Michelle verließ das Badezimmer, nachdem alle Handtücher aufgehängt waren und die Kacheln glänzten, und schaute bei Frankie herein, der bereits seinen Quilt abgeworfen hatte. Sie stellte seine Turnschuhe neben das Bett, deckte ihn zu und küßte ihn auf die hübsche, hohe Stirn – genau wie die seines Vaters. Dann schaltete sie in Jennas Zimmer den Fernsehapparat aus. Jenna murmelte von ihrem Bett aus einen milden Protest, aber der Schlaf war übermächtig. Sie hielt Pinkie, das Spielzeugkaninchen aus ihrer Babyzeit, fest an sich gedrückt, wie gewohnt vor dem Einschlafen. Dann drehte sie sich zur Wand. Michelle lächelte.

Danach ging sie in ihr Schlafzimmer. Sie nahm ihr bestes Seidennachthemd heraus, holte die Parfumflasche mit Joy aus der Kommode und ging in das Badezimmer, das sie mit Frank teilte. Sie ließ sich ein Bad ein, aber vorher hängte sie das schimmernde Nachthemd an die Tür der Dusche, damit sich die Knitterfalten glätteten. Dann sah sie in den Spiegel.

Michelle lächelte. Sie war überdurchschnittlich groß, sie sagte gern, sie messe einsachtzig, doch in Wirklichkeit waren es nur eins sechsundsiebzig. Frank war so groß wie sie, doch ihm gefiel ihre Länge. Sehr sogar. Deshalb trug sie *immer* hohe Absätze, außer bei ihren Spaziergängen mit Jada. Die Größe half ihr – sie wirkte dadurch viel attraktiver. Aber sie räumte ein, daß sie ohnehin gut aussah. Sie hatte Glück gehabt – sie hatte die freche Nase und das klar gezeichnete Kinn ihrer schottischen Vorfahren, aber ohne den allzu schmalen Mund. Tatsächlich waren ihre Lippen so voll, daß es sie verlegen machte. In der Schule hatten die Mädchen sich über sie lustig gemacht – hatten sie »Fischmaul« und »Forelle« genannt –,

aber die Jungen hatten sie umschwärmt. Sie schüttelte den Kopf, und ihr rotes Haar glänzte. Ihr einziger Nachteil war ihre Gesichtshaut – die war so zart, daß sie jede Stimmungsschwankung verriet, indem sie erblaßte oder errötete, aber auch, wenn sie nicht aufpaßte, Falten bekam wie ein zerknittertes Leintuch. Sie pflegte sie mit Cremes und Lotionen, aber sie wußte, sie hatte nur noch zehn Jahre, bis sie von feinen Falten überzogen sein würde. Nun ja. Bis jetzt sah sie nach wie vor gut aus. Da der Dampf aus der Badewanne den Raum füllte, konnte sie in den Spiegel schauen und sich so sehen, wie sie mit einundzwanzig gewesen war, vor zehn Jahren, und es hatte nicht den Anschein, als hätte sich viel zum Schlechteren verändert. Den Glanzlichtern in ihrem Haar mußte sie ein bißchen mehr nachhelfen, aber *das* war gar nicht so schlecht. Okay, ihre Taille war runder geworden, aber nur um knapp fünf Zentimeter. Sie musterte mit ihren rotgoldenen Augen das Spiegelbild ihrer Figur. Ihre Brüste – nun, die waren durch die beiden Schwangerschaften größer geworden. Das war gut (außerdem wirkte ihre Taille dadurch schmaler). Sie zog ihren Pullover aus und bewunderte sich. Nicht schlecht. In einer Stunde würde Frank zu Hause sein und sie noch mehr bewundern. Sie lächelte bei dem Gedanken und griff nach oben, um ihr Haar aufzustecken – aber nur vorläufig. Frank mochte es, wenn sie das Haar im Bett offen trug. Und sie mochte es, wenn Frank bekam, was er wollte, solange er *sie* wollte.

Kapitel 3 ...

... in dem Angie ihren Vater anruft und mit einem Ring ein Taxi bezahlt

»Fünf Monate. Ich weiß nicht. Huh, huh. Weil er es mir *gesagt* hat.«

Angela weinte Spucke und Tränen in den Hörer des Telefons im Vorraum des Marblehead Yacht Club. Irgendein Mann, der aus dem Waschraum kam, sah sie an und wandte dann angewidert den Blick ab wie von einem Unfall. Na ja, sie sah ja auch wie ein Wrack aus. Sie schaute auf die Schachtel von Shreve, die sie noch immer mit der rechten Hand umklammerte. Sie bezweifelte, daß sie jemals ihre Fäuste wieder würde lockern können.

»Er hat es dir *gesagt*?« fragte ihr Vater gerade. »Dieser eiskalte Schweinehund hat dir *gesagt*, daß er mit jemand anderem geschlafen hat? Und das an eurem Hochzeitstag?«

Angie konnte nicht sprechen. Sie nickte – obwohl ihr Vater, sechshundert Kilometer südlich in Westchester County, sie nicht sehen konnte. Aber er hörte sie gurgeln. »Brutal«, sagte er. »Wo bist du im Augenblick?« fragte er barsch.

»In einer Telefonzelle. Im Club.« Jetzt ging eine Frau an Angie vorbei, sah sie und drehte sich dann tatsächlich noch einmal um, um sie anzustarren. Ihre kalten Augen schienen zu sagen: »*Hier* können Sie sich nicht so benehmen.« Sie war ungefähr im Alter von Reids Mutter. Vermutlich kannte sie beide Eltern Reids. Scheiß auf sie! Trotzig wischte Angela sich mit der Hand Augen und Nase ab. Die Frau schüttelte angewidert den Kopf. Angie schaute nach unten.

Ihre Finger waren schwarz und schmutzig von Wimperntusche und Rotz, aber sie schaffte es, der alten Ziege einen Vogel zu zeigen, die daraufhin pikiert davonstolzte.

»Angie, Baby, habe ich dir nicht gesagt, du solltest nie einem Mann trauen, der römische Ziffern hinter seinem Namen hat?« fragte ihr Vater. O Gott. Würde er ihr einen Vortrag halten? Angie hatte zuerst versucht, ihre Mutter anzurufen und dann ihre beste Freundin Lisa, hatte aber nur ihre Anrufbeantworter erreicht.

»Bitte, Daddy. Keine Predigt. Nicht von dir.« Sie wischte sich mit dem Handrücken die Augen. »Ich kann es nicht glauben. Am liebsten würde ich ihn umbringen. Was soll ich machen?«

»Ist ja gut, Baby. Ist ja gut«, sagte ihr Vater beruhigend. Er sprach mit der Stimme, der sie vertraute und immer gehorchte. Die mußte er benutzt haben, als er im Seminar gewesen war, um Leute in Panik zu beruhigen. Diese Stimme hatte er auch benutzt, als er ihr gesagt hatte, sie solle sich keine Sorgen machen, sie würde die Prüfungen für die Zulassung zum Jurastudium bestimmt schaffen. Ihr Daddy, trotz seiner Fehler, liebte sie. »Hör zu«, sagte er. »Du wirst folgendes machen. Leg den Hörer auf. Dann verläßt du dieses Höllenloch und nimmst dir ein Taxi. Der letzte Delta-Shuttle nach New York fliegt in fünfundvierzig Minuten von Logan ab. Die erwischst du leicht. Und ich komme zum Marine Air Terminal und hole dich ab. Nicht einer meiner Fahrer. Ich.«

»Ich weiß nicht, ob ich die Maschine erreiche. Wenn ich Reid sage, daß ich ...«

»Du brauchst diesem Schwein überhaupt nichts zu sagen«, versetzte ihr Vater barsch. »Geh gar nicht erst an den Tisch zurück.«

»Du meinst, ich soll einfach ... weggehen? Aber ... ich habe nicht mal meine Handtasche bei mir«, sagte Angie. Sie fühlte sich nackt, hilflos. Doch der Gedanke, diesen

Raum zu durchqueren, Reid anzusehen ... Dagegen einfach wegzugehen ... das hatte ... Würde. »Ich hab kein Geld, keinen Ausweis...«, weinte sie.

»Ich lasse dir ein vorbezahltes Ticket am Schalter hinterlegen«, sagte ihr Vater. »Sie werden dich nach dem Mädchennamen deiner Mutter und deiner Sozialversicherungsnummer fragen. Weißt du die noch?«

Angie nickte. »Aber der Sicherheitsdienst. Und mein Ausweis ... ich habe *gar nichts* bei mir.« Was technisch gesehen nicht stimmte. Sie hielt noch die Schachtel von Shreve in der Hand.

»Ich werde ihnen sagen, daß Tia Maria im Sterben liegt und wie nahe ihr euch gestanden habt«, sagte er.

Tia Maria? Ihre verrückte kubanische Tante, die in Miami gelebt und unablässig ihren Rosenkranz gebetet hatte? »Aber Tia Maria ist tot ...« Angie hielt inne. Dann begriff sie. »Oh. Okay.« Sie fing wieder zu weinen an. »Danke, Daddy«, sagte sie. »Gott, ich schäme ich so.«

»Du schämst dich? Weswegen solltest du dich schämen?« schimpfte ihr Vater.

»Weil ich so verflucht blöd war«, sagte Angie. »Du hast ihm nie getraut.«

»Ja, schon«, räumte er ein. »Vergiß es. Laß den Kerl einfach sitzen. Laß ihn da sitzen und sich fragen, ob du ins Klo gefallen und ertrunken bist.« Estevan Romazzano wartete auf ein Lachen, bekam aber keines. Angela war nicht nach Lachen zumute. »Okay«, sagte ihr Vater. »Versprichst du mir, daß du jetzt auflegst und sofort aus der Tür gehst?«

»Ja«, willigte Angie ein. Sie legte auf und drehte sich um. Sie holte tief Luft und zog die Manschetten ihrer Ärmel nach unten, als könne ihr diese Geste genug Mut für den ersten Schritt geben. Sie sollte auf die Damentoilette gehen und sich ein bißchen herrichten, aber welchen Unterschied würde das machen? Sie würde nur noch mehr weinen. Als sie auf die Ausgangstür zuing, hatte sie das Gefühl, alle